

Judith Marcus
Georg Lukács and Thomas Mann. A Study in the Sociology of Literature
 (Amherst, The University of Massachusetts Press, 1987. 235 pp.)

Der Titel des Buches verspricht dem Leser sehr viel, man müßte dazu zwei umfangreiche Lebenswerke durchstudieren, in diesem Falle in zwei Sprachen, deutsch und ungarisch. Die Sprache konnte bei Judith Marcus kein Hindernis sein. Die Freude des Lesers wird aber schnell getrübt, sobald man merkt, daß dieses Buch die englische Version eines sehr ähnlichen, 1982 deutsch veröffentlichten Buches ist (gemeinsame Ausgabe des Böhlau Verlags Köln/Wien und des Budapester Corvina Verlags), noch dazu mit dem selben Umschlag. Die Tatsache der früheren Ausgabe wird aber nur in der Bibliographie und in einem flüchtigen Dank im „Acknowledgements“ vermerkt.

Judith Marcus(-Tar) hat seit der deutschsprachigen Ausgabe tatsächlich am Thema weitergearbeitet, manche Stellen richtiggestellt, es ist ihr aber nicht gelungen, die grundsätzlichen Fehler des Buches zu beseitigen. Wie Tibor Hanák schon 1984 in seiner umsichtigen Besprechung der deutschsprachigen Ausgabe des Buches bemerkte (Új Látóhatár 1984/4, S. 560–563), kann Marcus nicht bedeutend mehr über die „Beziehung“ zwischen Thomas Mann und Georg Lukács sagen als Karl Kerényi im einem Zeitungsartikel (Neue Zürcher Zeitung, 8. Juni 1963, S. 20–21). Dieses Thema könnte nur dann für ein ganzes Buch ausreichen, wenn die Autorin sich tatsächlich mit allen Beziehungen zwischen Th. Mann und Lukács kritisch beschäftigen würde, so auch mit dem Inhalt der Äußerungen von Lukács über den deutschen Schriftsteller, die ja nicht alle und nicht immer positiv gesinnt waren. Sie beschäftigt sich überhaupt sehr wenig mit dem Inhalt der Lukács-Aufsätze, und es ist unverständlich, wieso sie die inhaltlich nicht immer schmeichelnden Bemerkungen von Lukács außer Acht lassen konnte (z. B. in *Thomas Mann über das literarische Erbe* oder im erst 1979 veröffentlichten *Grand Hotel „Abgrund“*). Sie grenzt nicht einmal die verschiedenen Perioden in Lukács' Einstellung dem deutschen Schriftsteller gegenüber voneinander ab.

Der tatsächliche Kontakt zwischen Thomas Mann und Georg Lukács reicht für ein ganzes Buch nicht aus, man kann aber auch zusätzliche Themen finden, besonders wenn für das Fehlen des Kontakts der eine (diesmal Thomas Mann) verantwortlich gemacht werden soll (S. 39); man kann z. B. über die Frage schreiben, warum Th. Mann Ernst Bertram zum Freund gewählt hat und nicht den Kommunisten Georg Lukács (S. 49); darüber, wie das Fehlen eines Kontakts zwischen dem Schriftsteller und dem Essayisten/Philosophen mit den Zwickigkeiten der Mann-Brüder erklärt werden kann (S. 41–42) usw. Zur Bestätigung ihres Themas zitiert Judith Marcus mehrmals das eigene, kurz vor Lukács' Tod gemachte Interview. Es klingt nicht sehr überzeugend, als sie den todkranken Lukács zitiert: „Warum ist zwischen uns nie eine solche Beziehung entstanden [wie zwischen Mann und Bertram], nachdem ja *ich* den ersten Schritt getan habe?“ (S. 41) Es ist kaum vorstellbar, daß Lukács vor seinem Tode die folgenden Tatsachen vergessen hätte: als er die ersten Besprechungen veröffentlichte, war Thomas Mann, zehn Jahre älter als Lukács, schon ein international anerkannter Schriftsteller, z. Z. ihrer ersten persönlichen Begegnung war die weltanschauliche Kluft zwischen ihnen unermesslich und sie blieb für Jahrzehnte unüberbrückbar; zwischen 1920 und Th. Manns Tod 1955 war es kaum vorstellbar, den persönlichen Kontakt mit Lukács aufrechtzuerhalten. Es ist auch kaum denkbar, daß Lukács sich so kindisch beleidigt gefühlt hätte, er konnte ja die Interventionen von Th. Mann auf die „Forderung des Tages“ kaum vergessen – zuerst um Lukács vor der Auslieferung an die ungarischen Behörden zu retten (1922), dann um ihn vor der Ausweisung aus Österreich zu retten, und auf Lukács' Bitte im Interesse der Kommunisten Sallai und Fürst (1932). Lukács schrieb ja 1949: „Th. Mann drückt, meinem Empfinden nach, die Schroftheit der damaligen [1922] Gegensätzlichkeit allzu höflich und zartfühlend aus...“ Und dazu können noch die anerkennenden Sätze in „*Betrachtungen eines Unpolitischen*“ gezählt werden. Es muß nicht erwogen werden, eine wie große Rolle bei diesen Interventionen die Persönlichkeit von Josef Lukács bzw. die Erinnerung an den „guten weisen alten Herren von Lukács“ spielen konnte, die Tatsachen scheinen aber für mich eindeutig zu beweisen, daß der „Hofrat“ Josef Lukács viel näher zum deutschen Schriftsteller stehen konnte als sein Sohn. Und es ist höchst ungerade, daß J. Marcus in ihrem Buch nie versäumt, vor dem Namen von Josef Lukács im englischen Text deutsch und in Anführungszeichen das Wort „Hofrat“ zu setzen – und sie erklärt nicht, warum ihrer Meinung nach diese Ironie hier berechtigt sein könnte.

Marcus wirft Th. Mann auch vor, in Naphtas Gestalt eine „Fremdheit“ gezeichnet zu haben, und diese Fremdheit, dieser Distanz wird an mehreren Stellen, z. B. im Zusammenhang mit Franz Baumgarten (S. 49–50) sozusagen als eine „antisemitische Attitüde“ des Schriftstellers dargestellt. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist jede persönliche Sensibilität in Fragen des Rassismus verständlich, in einem wissenschaftlichen Werk ist es aber unzulässig, persönliche Leiden mit den wissenschaftlichen Argumenten zu verwechseln. Niemand kann sich berechtigt beleidigt fühlen, wenn ein norddeutscher Patriziersohn in den zwanziger Jahren in einem Roman oder Brief feststellt, daß er mit einem Juden aus der Monarchie (oder mit einem Indianer usw.) nicht identisch ist. Bei Thomas Mann ist es ja meines Erachtens immer eindeutig, daß er den Distanz nicht als die Minderwertigkeit des Anderen versteht und er betrachtet die für ihn fremden Menschen und Erscheinungen mit unermesslichem Verständnis. Das ist der Grund jener Tatsache, daß Manns Romane, besonders die Joseph-Trilogie (worüber Lukács kein einziges Wort geschrieben hat) als Chrestomatie der ewige menschlichen Erscheinungen und Eigenschaften funktionieren können. Der kulturelle Distanz zwischen Deutschland und der Monarchie ist ähnlicherweise in der Rezeption der frühen Lukács-Werke zu finden. Den Gedankengang von „Die Theorie des Romans“ haben ja die aus der Monarchie stammenden Kritiker (von Kracauer bis Mannheim) ganz anders verstanden als z. B. von Grolman aus Gießen am Lahn.

Ähnlich ist der Fall mit der kritischen Einstellung von Marcus zu Karl Kerényi. Ungeachtet dessen, daß sie Kerényis Verdienste in der Klärung der Frage Th. Mann und Lukács fast verschweigt, wirft sie ihm vor nicht beachtet zu haben, daß sich die Budapester Juden nach dem zweiten Weltkrieg von der deutschen Kultur (angeblich) abgewendet haben (S. 175), darüber hinaus versucht sie auch die heikle Frage des ungarischen Patriotismus hierherzuholen. Kerényi schreibt aber nur so viel: „...warum wählte er [Lukács] zur Zielscheibe seines theoretischen Hasses einen Franzosen und nicht einen Deutschen, etwa den damals noch sehr spielerischen Künstler – Thomas Mann? ...es hatte auch Familiäre Gründe: im verhängnisvollen Hang des Budapester Bürgertums zum Deutschen, im Gegensatz zum französischen Hang der ungarischen Dichter und Schriftsteller.“ Im Interesse ihrer Präkonzeption vergißt Marcus, daß der Hang zur deutschen Kultur auf die Ganzheit der Budapester Lutheraner, auf einen Großteil der Katholiken usw. auch zutrifft. Budapest war ja bis zur Jahrhundertwende überwiegend von deutsch sprechenden Bürgern bewohnt – und die deutsche Sprache kann nicht einmal in Mitteleuropa mit den Juden identifiziert werden.

Noch eine methodologisch zutiefst verfehlt Fragestellung: Marcus scheint die Eigentümlichkeit der schriftstellerischen Schöpfung nicht zu beachten. Sie zergliedert die äußeren und inneren Eigenschaften und vergleicht diese mit dem ebenfalls zergliederten Lukács – ohne dabei zu beachten, aus welcher Periode des Philosophen die betreffende Eigenschaft hergeholt werden kann. Könnte der Vergleich der beiden Figuren so gelingen, wäre Th. Manns Naphta im Roman keinesfalls eine lebendige Figur. Sie läßt auch gänzlich außer Acht, daß am Anfang des Jahrhunderts in der sich schnell wandelnden Gesellschaft sehr viele Schicksale ähnliche Beiträge für einen Schriftsteller liefern konnten.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen: Über das Thema Th. Mann und G. Lukács schreibend ist es unverzeihlich außer Acht zu lassen, daß 1977 deutsch und 1980 ungarisch in der Zusammenstellung von Antal Mádl und Judit Györi ein dickes Buch erschienen ist, wo die Dokumente über diese Frage zu finden sind (A. Mádl, J. Györi, *Thomas Mann und Ungarn*. Essays, Dokumente, Bibliographie, Böhlau Verlag Köln/Wien 1977).

Auf Seite 132–133 vermengt Marcus innerhalb von drei Sätzen mit der Wendung „zu dieser Zeit“ vier Jahre. Das wäre auch prinzipiell unerlaubt, wer aber die Entwicklung von Lukács zwischen 1911 und 1914 kennt, hat eine Ahnung davon, wie große Wandlungen in seinem Denken innerhalb dieser Periode vor sich gegangen sind.

Den ungarischen Kenntnissen der Autorin ist es zu verdanken, daß sie im Appendix des Buches zwei kurze, ursprünglich ungarische Schriften von Lukács (und zwei von Th. Mann) englisch veröffentlicht. Es kann aber kaum erklärt werden, warum gerade diese Schriften von Lukács speziell zu diesem Thema, zu dieses Buch gehören.

Die Bemerkungen von Tibor Hanák zu der früheren Ausgabe des Buches treffen auch auf die englische Version zu: über eine „geistige Symbiose“, über eine (frustrierte) „Liebesaffäre“ zwischen Th. Mann und G. Lukács kann man keinesfalls sprechen – J. Marcus tut aber dies. Die meisten Parallelitäten der Werke und der

Gedanken von Mann und Lukács sind „einfach“ auf die Zeit zurückzuführen. In einem „Literatursoziologischen“ Werk ist es unzulässig, die Umstände, die kulturelle Umgebung, die Zeit in solchem Maße außer Acht zu lassen.

MTA
Filozófiai Intézet
Budapest

Júlia Bendl

Aurélien Sauvageot
Souvenirs de ma vie hongroise
(Corvina, Budapest, 1988.)

En commençant à lire les *Souvenirs de ma vie hongroise* d'Aurélien Sauvageot – parus en 1988, juste avant la mort de l'auteur – la première question qu'on doit se poser concerne certainement l'identité du destinataire. Pour qui écrit-il ? Qui sont censés de s'intéresser au récit de la période budapestoise (1923–1933) du mémorialiste ? Si nous prenons en considération l'écriture de Sauvageot – écriture de linguiste, c'est-à-dire composant le récit d'unités brèves et choisissant le plus souvent des expressions bien faciles à saisir –, nous sommes obligés de convenir que ce livre s'adresse avant tout à un public hongrois, et au petit nombre de Français ayant quelque rapport avec la Hongrie.

Car le livre de Sauvageot – quoique l'auteur le commence par une épisode de sa petite enfance – n'est point *Une vie*, au sens où l'on entendait au XVIII^e siècle, c'est-à-dire relatant les étapes d'une vie humaine pour en faire profiter les contemporains. Ces *Souvenirs* sont plutôt l'histoire d'une passion, celle qui a saisi le jeune linguiste au début des années 1920 et qui lui fait terminer son livre – à l'âge de 90 ans – par ce mot pathétique, un mot de l'écrivain István Csúrkó – „Il est difficile, bien des fois même mortel, d'être Hongrois, mais cela le vaut.”

Arrivant à Budapest en novembre 1923, ne sachant pratiquement rien de la Hongrie, mais ayant, grâce à une vieille histoire, mille fois racontée par sa mère, une opinion plutôt favorable des autochtones, le nouveau lecteur de français du Collège Eötvös va bientôt tomber littéralement amoureux de la Hongrie. Mais il raconte tout cela sur un ton tellement distant et détaché que le lecteur ne s'en rend compte que petit à petit.

D'où l'étrange force de ces *Souvenirs*. On sait que Sauvageot a déjà écrit une *Découverte de la Hongrie*, parue à Paris, chez Félix Alcan, en 1937. Cette *Découverte* est une description minutieuse et plutôt impersonnelle de la réalité hongroise : de la géographie, de l'histoire, de la race, de la langue, des coutumes etc. Mais ce travail d'entomologiste nous paraît aujourd'hui bien dépassé, il n'est révélateur ni de la Hongrie, ni du personnage de l'écrivain. Le point de vue choisi dans les *Souvenirs* est, par contre, autrement fructueux. Il nous donne tout d'abord un autoportrait hautement intéressant d'un personnage typique de la troisième et de la quatrième républiques. D'où l'intérêt de l'image de la Hongrie des années 1920–1930, et surtout du personnage du hungarophile, ouvrier des rapports entre la France et la Hongrie.

De l'autoportrait, aussi intéressant qu'il soit, il n'y a pas grand-chose à dire, si ce n'est qu'en rapport avec le sujet qui nous préoccupe : le rôle de l'intermédiaire. Il faut rappeler, en tout cas, que Sauvageot est un personnage typique de la République : normalien, socialiste, franc-maçon, croyant ferme à la supériorité des vertus de la France républicaine et démocratique, il est de la race ceux qui composent l'élite intellectuelle et politique de la France. Il partage la conviction rationaliste de cette élite, d'où, certainement, sa réserve quant à sa vie privée ; nous n'en apprenons que ce qui est indispensable à savoir pour suivre sa carrière de linguiste finno-ougrienne.

Mais cette carrière est déjà, en elle-même, fort intéressante. C'est Antoine Meillet – souverain incontesté des linguistes français et bête noire, à cause d'un livre sur les langues, déconsidérant la langue hongroise, de Dezső Kosztolányi – qui aiguille le jeune Aurélien Sauvageot, dès 1917, dans la direction des langues finno-ougriennes. Robert Gauthiot, désigné à étudier ce domaine, étant mort à la guerre, Meillet annonce au tout jeune